

Aus Freude am Lesen

BUCH: Zehn Jahre liegt die Trennung schon zurück, und sie haben einander nie wiedergesehen. Aber Simon, der arbeitslose Lehrer, der Literaturliebhaber und Romantiker, kann seine große Liebe nicht vergessen, obwohl Anna längst ihre eigene Familie gegründet hat. Eines Nachmittags verfällt Simon auf die aberwitzige Idee, Annas kleinen Sohn zu entführen. Zwar endet die Aktion glimpflich, doch zwingt sie alle Beteiligten zu einer grundlegenden Neubewertung ihres Lebens: Annas Ehe steht auf dem Prüfstand, Simons Psychotherapeut muß sich mit seinem Arzt-Patienten-Verhältnis auseinandersetzen, und Simon selbst wird mit der Wut und der Aggression der Menschen und der Medien konfrontiert. Seine Tat löst einen Skandal aus, weil er bereits früher einmal in den Verdacht des Kindesmißbrauchs geraten ist. Doch letztlich kommt, wie immer, alles darauf an, von welcher Seite aus man die Wahrheit betrachtet ...

AUTOR: Elliot Perlman, 1964 in Melbourne geboren, gehört zu den großen australischen Autoren der Gegenwart. Er praktizierte einige Jahre als Anwalt, bis er nach dem Erfolg seines ersten Romans »Drei Dollar« nach New York zog, wo er sich ausschließlich dem Schreiben widmete. Perlmans literarisches Werk wurde mehrfach ausgezeichnet. Er lebt heute wieder in Melbourne.

Elliot Perlman

Sieben Seiten der Wahrheit

Roman

*Aus dem dem Englischen
von Matthias Jendis*

btb

Die australische Originalausgabe erschien 2003 unter dem Titel »Seven Types of Ambiguity« bei Picador by Pan Macmillan Australia Pty Ltd, Sydney.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *Munken Pocket* für dieses Buch liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Januar 2010,
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © 2003 by Elliot Perlman

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2008 by
Deutsche Verlags-Anstalt, München, in der Verlagsgruppe
Random House GmbH

Umschlaggestaltung: *semper smile*, München nach einem Um-
schlagentwurf von © Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagmotiv: © mauritius images/Nonstock
Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

NB · Herstellung: SK

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74019-2

www.btb-verlag.de

Für Debbie

»Gott hat viel Erbarmen mit Kindergartenkindern.
Mit Schulkindern schon weniger.
Mit Erwachsenen hat er gar kein Erbarmen mehr –
Er überläßt sie sich selbst,
Und manchmal müssen sie auf allen vieren kriechen.«

Jehuda Amichai

TEIL EINS

KAPITEL I

Fast hätte er Sie gestern abend wieder angerufen. Können Sie sich das vorstellen, nach all den Jahren? Er schon. Er stellt sich vor, wie er Sie anruft oder Ihnen zufällig über den Weg läuft. Je nach Wetter sieht er Sie dann in einem geblühten Sommerkleid vor sich oder in ausgewaschenen Jeans und einer dicken Strickjacke über einem karierten Hemd, wie Sie einen Becher Kaffee trinken, während es regnet, und in einem Gedichtband lesen, mit Ihrer Schildpattbrille auf der Nase. Er stellt Sie sich mit zurückgebundenem Haar vor, und Ihr Hals duftet seltsam, lieblich, wie immer. So sieht er Sie vor sich, wenn er im Zug ist, im Supermarkt, bei seinen Eltern oder wenn er nachts allein ist. Oder mit einer Frau zusammen.

Doch er irrt sich. Sie haben nie Gedichte gelesen – er wollte das von Ihnen, aber Sie wollten nicht. Auf Nachfragen gibt er zu, nicht mehr genau zu wissen, was Sie gelesen haben. Und überhaupt, die ganze Sache hat nicht damit angefangen, was Sie gelesen haben. Sondern mit Ihrem Lachen, diesem sorglosen Lachen, als wären Sie einer Werbung für Coca-Cola entsprungen, mit den Freunden, die alles mal ausprobieren mußten, mit Ihrer Gleichgültigkeit gegenüber allen Frauen, die vor Ihnen da waren, mit den Telefonketten, den Insiderwitzen, der Musik und dem Sonnenschein, der Ihnen anhaftete. Mit seinen Gefühlen, wenn Sie mit seinen Eltern redeten, mit den Einführungsseminaren an der Uni, mit Ihrem unvermeidlichen Erfolg, mit den Strandhäusern, der weißen Spitzenunterwäsche, dem Tanzen nur für ihn, mit der Selbstverständlichkeit, mit der Sie ihre studentischen Aushilfsjobs hinnahmen, mit dem scheinbaren Mangel an Erwartungen, mit den ewig wechselnden und doch entbehrlichen Ritualen des Landlebens, mit der Familie, der Ostküste, der Klassik, der Moderne, der Postmoderne, mit den

Verarmten, den elegant Deregulierten, mit dem Orgasmus, dem Femininen und dem Feministischen. Und schließlich mit der Art, wie Sie mit ihm Schluß machten, so beiläufig, als mischten Sie gerade den Salat.

Wie er Sie sieht, würde Ihnen gefallen: Er benutzt Sie als Waffe gegen sich selbst – und das nicht nur, weil Sie das auch getan haben. Manchmal, wenn er die Stadt verläßt, sitzt er in seinem Wagen vor einer roten Ampel und überlegt, wie oft er wohl schon dagesessen haben mag, vor dieser Ampel, ohne Sie, allein unterwegs, irgendwohin, wo er hoffte, eine Frau kennenzulernen, damit Sie zu einer bloßen Erinnerung würden verblassen können, zu einer Geschichte, die er irgendwann mit anderen Geschichten verwechseln würde. Er denkt an Sie, während die Frau neben ihm glaubt, er schlafe. Daß es viele Frauen gab, dürfte Sie nicht überraschen. Wissen Sie noch, daß Sie ihn schön fanden? Gesagt haben Sie ihm das nie. Er mußte es sich denken. Aber er war tatsächlich schön und ist nun, gut neun Jahre später, noch schöner. Die Jahre haben ihn reifen lassen, und das gutaussehende Jungengesicht von einst überzieht nun ein glatter, makelloser Charme. Allerdings nicht immer: Gleich morgens nach dem Aufwachen – oder wenn er getrunken hat – ist der Charme verschwunden. Das Trinken ist eigentlich nicht das Problem, jedenfalls nicht zur Zeit, nicht in diesen Tagen. In letzter Zeit hat er damit nicht mehr Probleme gehabt als, sagen wir, Ihr Mann – was heißen soll, die Menge an sich stellt in letzter Zeit keinen Grund zur Besorgnis dar. Aber beide Männer haben insgeheim das Bedürfnis, das zu hemmen, was sie hemmt. In Simons Fall ist das Trinken nur die Spitze eines älteren Eisbergs, der unter allem liegt.

Oft ist Simon selbst mit alltäglichen Aufgaben überfordert: zu duschen und sich zu rasieren, sich anzuziehen, die Wäsche zu waschen, etwas zu essen, Empson zu füttern. Ihm geht das Essen aus, bis auf die einfachsten Grundnahrungsmittel, und er unternimmt nichts dagegen, bis der Hund nichts mehr zu fressen hat. Sie können Empson nicht kennen. Simon hat ihn als jungen Welpen bekommen, er dürfte jetzt etwa dreieinhalb sein. Simon hat ihn gewöhnlich zur Schule mitgenommen. Sol-

che Sachen waren typisch für ihn. Die Kinder haben Empson fast so sehr geliebt, wie sie Simon liebten. Auch Sie haben Simon geliebt. Ich kann mir vorstellen, daß er ein wunderbarer Lehrer war. Vielleicht erinnern Sie sich, daß Simons Vater, William (oder nannten Sie ihn Mr. Heywood?), enttäuscht war, als Simon Lehrer werden wollte, vor allem Grundschullehrer. Er fand, ein solcher Beruf sei nicht männlich genug für seinen Sohn und Simon vergeude nur sein Talent. Ironischerweise hätte William, wäre Simon nach wie vor Lehrer, womöglich keine Notwendigkeit gesehen, mich anzurufen.

An jenem Abend war es schon sehr spät, und ich hörte an Williams Stimme, daß es ihm peinlich war. Er war zu Hause, und ich war, wie hätte es auch anders sein können, in meiner Praxis und kratzte die letzten Reste meines Abendessens aus einem tiefen Plastikteller. Keine Ahnung, warum er dachte, ich könne noch dort sein. Fast flüsterte er ins Telefon, er rufe für seinen Sohn an, aber ohne dessen Wissen. Trotz seiner Verlegenheit (und ich habe seither festgestellt, daß dies typisch für ihn ist) kam er sehr schnell zum Punkt: Er habe einen zweiunddreißigjährigen Sohn, der allein lebe, nur mit einem Hund, in einem Apartment am Meer, in Elwood. Sein Sohn, der schon immer von Lyrik besessen gewesen sei, verlasse die Wohnung nur noch selten, seit er im Zuge der ersten Welle der wirtschaftlichen Gesundshrumpfungsepidemie seine Arbeit verloren habe. Indem William gleich zum Punkt kam, entgingen ihm sehr viele andere Punkte. Simon hat gesagt, daß sein Vater deshalb keine Zeit für Lyrik habe, weil er sich vor der Unordnung des Lebens fürchte. Lyrik aber speise sich aus allem, was über die Grenzen des Normalen, des Alltäglichen hinausgeht. Aus all jenen Dingen also, von denen die meisten Menschen besessen sind. Deshalb hat William keine Zeit für Lyrik. Er kann sich nichts vorstellen, was überflüssiger wäre. Und Sie? Wie lautet Ihre Entschuldigung?

KAPITEL 2

Das Gespräch dürfte etwa eine halbe Stunde gedauert haben. Die meiste Zeit verging damit, daß William Beispiele für das mangelnde Interesse seines Sohnes an Dingen nannte, die weder Lyrik noch »diesen verdammten Hund« betrafen. Anscheinend ahnt er nichts von Simons anhaltendem Interesse an Ihnen und allem, was Sie betrifft. Er sagte mir, Simon sei schwer depressiv, was mir wiederum wenig sagte, außer daß William mich offenbar davon überzeugen wollte, sein Sohn sei schwer depressiv. Er meinte, ich sei ihm von Soundso wärmstens empfohlen worden, und er wolle dafür bezahlen, daß Simon von mir behandelt werde. Ich fand seine Formulierung interessant: Er wolle dafür bezahlen, daß Simon von mir behandelt werde – nicht etwa, er wolle *mich* dafür bezahlen, Simon zu behandeln. Seine Frau wisse gar nichts von der ganzen Sache, und er bat mich im voraus um Verzeihung, sollte sie überraschend ins Zimmer kommen und er abrupt auflegen müssen, ohne sich zu verabschieden. William verbringt einen Großteil seiner Zeit damit, Pläne für den Fall zu schmieden, daß irgend jemand etwas Unerwartetes tut. Wahrscheinlich könnte er nicht einmal erkennen, daß er sich so verhält, und erst recht nicht, wie sinnlos das ist. Ganz sicher begreift er nicht, wie sinnvoll es wäre, sich nur ein kleines bißchen besser auf das zu Erwartende einzustellen – und dafür weniger Zeit mit der Vorbereitung auf das Unerwartete zu vergeuden. Seine Frau hat ihn übrigens nicht überrascht. Damals nicht.

Zuerst gab es nichts für mich zu tun, weil es, wie ich William erklärte, Simons Wunsch sein mußte, von mir behandelt zu werden. Ich konnte ihn ja nicht anrufen und sagen: »Ihr Vater glaubt, Sie seien irgendwie geistig gestört. Wie paßt Ihnen Mittwoch um vier?« Da William das Thema Simon gegenüber nie zur Sprache gebracht hatte, wußte ich wirklich nicht, was ich seiner Meinung nach tun sollte. Wir verabschiedeten uns und legten auf. Und das, dachte ich, war's dann. Aber offenbar nicht.

Rund einen Monat später gingen William und Simons Mutter, May, mit Henry und Diane Osborne essen. Sie erinnern sich

vielleicht an die Osbornes: die engsten Freunde von Simons Eltern. Simon versichert mir, Henry Osbornes Verachtung für Lyrik werde wahrscheinlich nur noch von der seines Vaters übertroffen. An diesem Freitagabend hatten die Osbornes Simons Eltern in ein französisches Restaurant eingeladen, um Williams Pensionierung zu feiern, der an dem Tag bei seiner Bank ausgeschieden war. Nachdem sie vom Besitzer auf Kosten des Hauses bewirtet worden waren, verließen sie das Restaurant und stolperten, offenbar zufällig, fast im wörtlichen Sinne über einen stockbetrunkenen Simon, der den Arm um die Taille einer äußerst attraktiven jungen Frau gelegt hatte. Die beiden älteren Paare sahen den Minirock und die eindeutige Werbung für sich selbst, die sie abgab. Sie ahnten sofort, welchem Gewerbe sie nachging, und waren sichtlich verlegen. William wollte sich schon bei allen entschuldigen, als ob er dafür verantwortlich wäre. Henry versuchte, die Sache herunterzuspielen, und fragte die junge Frau, ob sie schon einmal in diesem Restaurant gegessen habe. Während Simon sich um ein Taxi bemühte, teilte die junge Frau (Angelique hieß sie, so sagte sie) Henry mit, daß sie schon oft dort gegessen habe und der Besitzer einer ihrer Freier sei.

Am Montag danach rief Simon mich an. Er erzählte mir die ganze Geschichte und erklärte, eine Vorbedingung seiner Eltern für die Wiederannäherung zwischen ihnen und ihm bestehe darin, daß er bereit sei, einen Termin mit mir zu vereinbaren. Es war ein kurzes Gespräch. Er sagte, er wolle lieber nicht in meine Praxis kommen, und nannte mir eine Adresse, unter der ich ihn an einem bestimmten Abend antreffen würde. Es war Sommer, er sagte, ich solle hinter das Haus in den Garten kommen, dort werde er auf mich warten. Normalerweise würde ich mich nie auf so etwas einlassen, doch etwas in seiner Stimme, seine Intelligenz und die Ehrlichkeit, mit der er die Geschichte seiner Eltern, der Osbornes und Angeliques erzählt hatte (eine entwaffnende Ehrlichkeit) ließen mich zustimmen. Außerdem – um hier mit der Ehrlichkeit zu sprechen, die ich an Simon so bewundere – brauchte ich damals einen weiteren zahlenden Privatpatienten. Und das brauche ich immer noch: Meine Frau und ich leben seit kurzem getrennt.

KAPITEL 3

Geht man davon aus, daß ein klinisch depressiver Mensch wenig bis gar kein Interesse an konstruktiven, zukunftsweisenden Tätigkeiten zeigt, so hat Simon die Depression in ihrer voll entwickelten oder klinischen Form nur gestreift. Ja, wenn es für eine Depression nicht mehr brauchte als das, so könnte ich, ohne zu zögern, sagen, daß Simon, von kurzen Phasen abgesehen, immer viel zu intensiv am Leben teilgenommen hat, um im klinischen Sinne depressiv zu sein. William weiß eigentlich kaum, was seinen Sohn umtreibt. Und was er und viele andere nicht verstehen: Zu einer Depression gehört mehr als ein bisweilen überwältigendes Gefühl der Minderwertigkeit, Hoffnungslosigkeit und tiefen Trauer. Depressive Menschen sind manchmal sehr, sehr wütend; sie leiden nicht immer nur still und leise vor sich hin. Sie können sehr leidenschaftlich sein.

Simon saß auf einem Stuhl unter einem Sonnenschirm, in einem großen gepflegten Garten mit einem Swimmingpool in der Mitte und Birken und Kiefern außen herum. Er stand auf, gab mir die Hand, wir stellten uns vor. Ich war verblüfft, wie gut und gepflegt er aussah und wie ruhig er wirkte. Selten trifft man jemanden, der auf den ersten Blick einen besseren Eindruck macht als Simon. (Sie erinnern sich?) Er dankte mir für mein Kommen und sagte, er sei sich bewußt, daß ein solches Treffen wahrscheinlich ungewöhnlich sei. Ich antwortete mit irgendeiner banalen Bemerkung – in meinem Beruf müsse man eben stets das Unerwartete erwarten –, worauf er einen Dichter zitierte, einen Vers über Zufall oder Überraschung, mit dieser sanften Stimme, die er hat. Ich weiß nicht, warum, aber ich war ein bißchen nervös. Er befragte mich, als sei er es, der hier die Fragen zu stellen habe, und als mache er sich insgeheim Notizen: Mann mittleren Alters, getrennt lebend, wohnt in der Innenstadt. Und so weiter. Ich muß den Test wohl bestanden haben, denn anscheinend faßte er Vertrauen und eine gewisse Zuneigung zu mir, wenn auch unter Vorbehalt. Vielleicht paßte ich nicht in sein Klischeebild von einem Psychiater. Ich weiß es nicht. Jedenfalls sagte er, ich solle nicht alles vergessen, was

sein Vater mir über ihn erzählt habe – zweifellos enthalte dessen Beschreibung von ihm »jenes gefährliche Körnchen Wahrheit«, wie Simon es ausdrückte, gerade genug, um bei mir den Verdacht zu wecken, alles andere, was sein Vater gesagt hatte oder noch sagen werde, sei ebenfalls wahr.

Simon war äußerst charmant, geistreich, allem Anschein nach mehr oder weniger entspannt und hochintelligent. Ich war ein bißchen überrascht, daß er mir nicht wenigstens einen Drink anbot, doch ich sagte nichts. Wir Europäer aus der Alten Welt sind instinktiv die besseren Gastgeber, ob wir nun psychische Störungen aufweisen oder nicht. Ich kannte Simon nicht – vielleicht würde er nie wieder so offen zu mir sein. Nicht daß ich von Patienten erwarte, mich zu bewirten, doch in diesem Falle war die Situation ungewöhnlich informell. Andererseits wollte ich ihn nicht unterbrechen. Womöglich war ihm auch nicht wohl dabei, mir einen Drink aus der Bar seiner Eltern anzubieten. Ich dachte, ein Anwesen von dieser Größe, mit dem Pool, dem Tennisplatz und der Satellitenschüssel, müsse seinen Eltern gehören. Als Teil der Absprache mußten sie an diesem Abend ausgegangen sein.

»Ich bin arbeitslos, ja wirklich – ein zweiunddreißigjähriger Lehrer, der allein in einer Wohnung in Elwood lebt.« Er lachte. »Aber nur, weil ich keinen Job habe, heißt das nicht, daß ich am Ende bin.«

Dann, nach ein paar belanglosen Bemerkungen, begann er, mir von Ihnen zu erzählen. Zuerst war mir nicht klar, wie lange es her war, daß Sie beide zusammengewesen waren. Da ich das nicht wußte, fragte ich nach.

»Vor neun Jahren war Schluß«, antwortete er. »Und Sie wollen wissen, warum ich immer noch darüber rede, nicht wahr?«

»Nein, das habe ich nicht gesagt«, erwiderte ich.

»Nein. Gesagt haben Sie das nicht, aber nur, weil mein Vater Sie dafür bezahlt, mir nicht zu sagen, ich sei verrückt. Oder zumindest dafür, es ihm zuerst zu sagen. Ich bewundere das, was Leute wie Sie tun, aber verdammt noch mal, es ist so primitiv, daß man sich schämen muß, oder nicht? Was wissen Sie

denn überhaupt schon? Und in diesem besonderen, sagen wir, in *meinem* Fall: Was wollen Sie wirklich wissen? Ich fürchte, die Geschichte wird für Sie keinen Sinn ergeben. Das meine ich ernst. Ich fürchte wirklich, sie wird keinen Sinn ergeben. Ich sage das durchaus nicht salopp oder selbstgefällig.

Hören Sie: Was sie damals war, was sie heute ist, ihre Gesten, alles, was ich noch weiß, aber nicht aussprechen will oder kann, all diese vollkommenen Worte, die irgendwie ihre Vollkommenheit verlieren, wenn man sie verwendet, um diese Frau zu beschreiben, und außerdem das, was über sie ungesagt bleiben sollte – das alles ist nicht auf Vernunft gegründet. Das weiß ich. Aber diese rätselhafte Ruhe, die Menschen in der Gegenwart von Vernunft überkommt, die hat mich nicht trösten können. Zumindest nicht zuverlässig. Nicht, seit sie mich verlassen hat.

Das ist wie mit dem Geruch von verbranntem Toast: Du hast das Brot in den Toaster gesteckt, du hast dich auf den Toast gefreut, hast sogar gern getan, was du getan hast. Doch der Toast ist verbrannt. Was hast du in der Zeit gemacht? War es dein Fehler? Das ist nicht mehr wichtig. Du öffnest das Fenster, doch nur die oberste Lage der Geruchswolke entweicht. Der Rest bleibt hängen, an dir, an den Wänden. Du verläßt den Raum, doch der Geruch haftet in deinen Kleidern – du ziehst dich um, aber er ist in deinem Haar. Auf der dünnen Haut deines Handrückens. Und auch am nächsten Morgen ist er noch da.«

KAPITEL 4

Sehen Sie das jetzt vor sich? Ich sitze in einem großen, penibel gepflegten Garten hinter dem Haus von irgend jemandem. Das Haus ist ein Statussymbol, Jahrhundertwende, sorgfältig renoviert. Die Sonne hat allmählich genug von dem Tag, doch es ist immer noch warm. Ich meine, die Mücken am Rand des Pools tanzen zu sehen. Die Gartenmöbel sind bequem, allerdings auch so häßlich, wie ich nur selten welche gesehen habe. Die Luft steht still, es fällt mir also leicht, nicht zu viel Zeit mit der

Vorstellung zu verbringen, der Sonnenschirm könne umfallen und jemanden erschlagen.

Dieser charmante junge Mann vor mir erläutert also gerade wortgewandt seine durchaus berechtigten Zweifel an der Wissenschaft oder der Lehre, die ihn zu mir geführt hat. Anscheinend hegt er eine gar nicht seltene und nicht notwendigerweise ungesunde Abneigung gegen seinen kleinbürgerlichen Vater, einen Mann mit einer offenbar irgendwie autoritären Persönlichkeitsstruktur. Die beiden verstehen sich nicht. Ihnen sind unterschiedliche Dinge wichtig, aber die sind nicht so unterschiedlich, daß die Alarmglocken, die beim Vater angesichts des arbeitslosen Ästheten schrillen, für den Sohn nur noch hohl klingen. Sie gehen ihm nahe. Doch nicht so nahe wie Sie. Er ist ein Romantiker, der einer idealisierten Vergangenheit nachhängt. Wenigstens einen Eistee hätte er mir anbieten können, doch ich wurde ja bezahlt, und er war schließlich die Art Patient, von der unsereins träumt: ein unheilbar neurotischer, doch eigentlich gesunder Mensch. Ein bißchen melancholisch war er, doch das nicht ohne jede Berechtigung. Nichts sprach dagegen, daß dieser Zustand jahrelang anhalten würde. Ich fand ihn normal und ein bißchen unglücklich – wie es so ziemlich jeder andere auch ist.

Wir hörten jemanden am Haus vorbei auf uns zukommen, vielleicht waren es auch mehrere Leute. Auf einmal packte mich Simon und preßte mir die Hand auf den Mund. Er war überraschend stark und hatte nun etwas Hysterisches und zugleich Tatkräftiges an sich. Ich dachte, er werde mich umbringen, und sagte kein Wort. Er zerrte mich hinter ein Gebüsch am Gartenrand, wo wir uns beide verbargen. Er schien zu wissen, wo er sich verstecken konnte, so als tue er das nicht zum erstenmal. Ich war bereit, meinen ersten Eindruck von ihm zu revidieren: Ich war nunmehr überzeugt, daß er psychotisch war. Durch die Büsche beobachteten wir einen Mann – Ihren Mann –, wie er mit Ihrem Sohn das Haus durch die Hintertür betrat. Ihr Haus.

Simon hatte mir zeigen wollen, daß es ihm ernst war mit Ihnen. Oft schon war er bei Ihrem Haus gewesen, ohne daß

irgendwer etwas davon geahnt hätte. Indem er mich dorthin brachte, zeigte er mir auf seine Weise, daß er bereit war, mich ernst zu nehmen. Oder es doch wenigstens zu versuchen. Als Ihr Mann und Sam im Haus verschwunden waren, krochen Simon und ich aus den Büschen. Er fuhr mich ins Esplanade in St. Kilda, gegenüber vom Strand. In seinem Wagen. Ich war dort noch nie gewesen. Seither haben wir uns oft in diesem Hotel getroffen. Dieser erste Abend war meine Initiation, meine Einführung in Simons Leben, oder zumindest in jenen Teil davon, den er vor seinen Eltern verborgen hielt. Innerhalb einer Stunde hatte ich eine Schlägerei mit ansehen müssen, hatte einem frenetischen Country-Sänger gelauscht (das sei »Rockabilly Grunge«, meinte Simon), und irgendwer hatte mir Tabletten andrehen wollen – Amphetamine, so versprach er mir. Und ich hatte Simons Freundin Angélique kennengelernt.

Als Sie Simon verließen, war er wütend auf Sie. Er war schockiert, als Sie gingen, doch da war auch ein Gefühl tiefster Enttäuschung: Er konnte nicht verstehen, daß Sie keine Zukunft mit ihm teilen wollten, in der Sie und er die Welt gemeinsam betrachten würden, so wie sie sich darbot, ob nun schön oder traurig. Wie er sagte, konnten Sie beide räumlich getrennt sein und dennoch die Reaktion des anderen auf irgend etwas genau vorhersagen, weil jeder so reagiert hätte wie der andere. Sie schätzten dieselben Dinge wie er, in ästhetischer, politischer und moralischer Hinsicht. Er empfand sich selbst und Sie als Verschworene – Sie wollten beide das gleiche, sie lachten über das gleiche. Letztlich aber brauchten Sie etwas anderes als er. Simon war für Sie nur eine Phase. Irgendwann fanden Sie seinen Optimismus, seine Ansichten, seine Berührungen zu berechenbar, ermüdend und erdrückend. Sie trugen nicht länger seine T-Shirts, legten sie zurück in den Schrank. Sie stellten sich dumm bei ihm. An manchen Abenden waren Sie nicht zu finden. Wo waren Sie? Als sein Vater, dem sonst alles entging, Ihre Abwesenheit bemerkte, gab er Simon die Schuld daran, und nach einer Weile tat Simon das auch. William war nie so herzlich zu Ihnen wie nach Ihrer Trennung von Simon, während May oft durch die Jalousien auf die Straße hinausspähte,

als warte sie auf Sie. Die anderen Söhne waren aus dem Haus, auch sie allesamt anständige Männer. Sie hatten nun selbst ihre schweigenden Frauen und guten Jobs, ihre ordentlich gekleideten Kinder und ihre ganz eigenen Gründe zur Klage.

Simon suchte Trost in seinen Büchern, aber irgendwann, nach soundsoviel Seiten, läßt die betäubende Wirkung des Lesens nach. Er hatte gehofft, Sie und er könnten überlegen und könnten gemeinsam vielleicht sogar ein paar der Mängel dieser Welt beheben. Womöglich war seine Romantik immer sein größtes Problem. Ihr für ihn unerklärlicher Weggang raubte ihm im wahrsten Sinne des Wortes den Atem.

Eines Abends kam William von der Arbeit nach Hause und fand Simon auf seinem Zimmer, laut mit sich selbst redend. Das war vor neun Jahren. Er saß am Schreibtisch und sprach mit sich selbst. William stand vor der Tür und hörte zu:

»Und wäre es das wert gewesen, nach alledem ...

Zu sagen: ›Ich bin Lazarus, bin von den Toten auferstanden, Zurückgekommen, um euch alles zu erzählen,

Ich werde euch alles erzählen‹ –

Wenn eine dann, ein Kissen neben ihren Kopf legend,

Sagen sollte: ›Das hab ich nicht gemeint, durchaus nicht.

Das nicht, das ganz und gar nicht.«

Es ist interessant, daß jemand wie Simon, der von Wörtern und von Sprache so besessen ist, sich genau an das Gedicht erinnert, das er an jenem Abend aufsagte, aber nicht an die Worte, die zwischen seinem Vater und ihm fielen und die so schnell dazu führten, daß William ihn schlug. Ganz genau erinnert er sich dagegen noch an die Sekunden, bevor der Faustschlag seines Vaters eine ganz eigene Hitze auf Simons Mund und Kinn hinterließ. Später verloren sie kein Wort mehr darüber. Er erinnert sich auch noch an den Luftzug im Gefolge der zuschlagenden Hand seines Vaters und an die Kälte seines Eherings. Nicht lange danach ging Simon von zu Hause fort. Etwa um diese Zeit lernten Sie Ihren Ehemann kennen.

KAPITEL 5

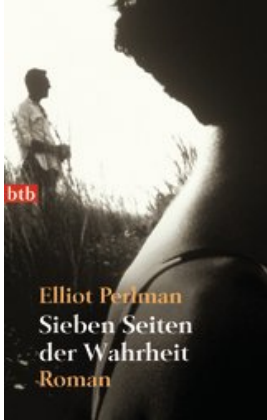
Viele Jahre lang lautete die herrschende Meinung, daß Schmerzvermeidung und Spannungsverminderung die wichtigsten Quellen seien, aus denen sich die Motivation eines Menschen speise. Diese Sicht wurde (vor allem von Maslow) durch die Behauptung in Frage gestellt, sinnvollere oder differenziertere Rückschlüsse auf die menschliche Motivation könnten erzielt werden, indem man das Streben des einzelnen nach Weiterentwicklung, Glück und Befriedigung von Bedürfnissen untersuche. Zu diesem Zweck solle zwischen den *Mangelbedürfnissen* (oder niederen Bedürfnissen) und den *Wachstumsbedürfnissen* (oder höheren Bedürfnissen) eines Menschen unterschieden werden. Die Mangelbedürfnisse seien stärker und in der Regel vordringlicher zu befriedigen als die Wachstumsbedürfnisse. Wer verhungert, wird sich wenig darum scheren, daß andere sehen könnten, wie tief er sinkt, nur um etwas zu essen aufzutreiben. Dennoch verrät es mehr über eine Person, ihre Wachstumsbedürfnisse zu erkennen und zu benennen. Zudem weist jeder Versuch eines Menschen, seine höheren Bedürfnisse zu befriedigen, auf einen Zustand hin, der mit einer klinischen Depression unvereinbar ist. Erst wenn jemand seine niederen Bedürfnisse zumindest teilweise befriedigt hat, kann er die höheren Bedürfnisse allmählich wahrnehmen und zu befriedigen versuchen. Solche Gratifikationsversuche führen in aller Regel zu Spannungen, die aber laut Maslow als konstruktiv und positiv zu bewerten sind.

Kurz nachdem Simon das elterliche Zuhause verlassen hatte, begann er zu unterrichten. Erstmals wurde er auch Klassenlehrer. Er war so begeistert von seinem neuen Leben, daß er manchmal nicht in den Schlaf fand – so viele Pläne hatte er für seine Schüler. Und für sich selbst. Mit William sprach er kaum, jedoch regelmäßig mit May. An Sie dachte er weiterhin, aber nur noch mit einem dumpfen, stumpfen Schmerz. Er überlegte, ob er seinen Master in Pädagogik oder Englisch machen sollte. Pädagogik wäre nützlich gewesen für die Karriere, doch da war immer noch diese ungestillte, leidenschaftliche Sehnsucht

nach Literatur, vor allem nach Gedichten. Er dachte daran, eine Arbeit über das Werk seines Helden zu schreiben, des Literaturkritikers William Empson. Vielleicht wissen Sie noch, wie Simon von Empson schwärmte, dem Verfasser von *Seven Types of Ambiguity*.

Simon hat mir zu erklären versucht, was so großartig an diesem Buch sein soll, das in seinen Augen einen Meilenstein in der Geschichte der Literaturkritik darstellt (zufällig wird das Buch auch auf dem Rückumschlag als ein solcher beschrieben). Aber mir ist das alles zu hoch. Er hat mir ein Exemplar geschenkt. In einfachen – oder vielleicht einfachsten – Worten scheint mir das Buch eine Analyse dessen darzustellen, was ein Dichter mit seinen Werken auszurichten vermag, ob nun bewußt oder unbewußt – und zwar durch den Einsatz von Doppel- oder Mehrdeutigkeit, von Ambiguität also. Ich schaffte es nicht, das Buch ganz durchzulesen. Vermutlich weiß Simon das. In meinen Augen gab es wichtigere Mehrdeutigkeiten als die der lyrischen Sprache, über die Empson geschrieben hat. Zum Beispiel die Mehrdeutigkeit menschlicher Beziehungen: Eine Beziehung zwischen zwei Personen ist so mehrdeutig wie eine Folge von Wörtern, wenn sie verschieden interpretiert werden kann. Und wenn zwei Menschen ihre Beziehung unterschiedlich sehen – ich meine nicht nur den Zustand, sondern das eigentliche Wesen ihrer Beziehung –, dann kann dieser Unterschied ihr ganzes weiteres Leben bestimmen. Interessant, daß Simon darüber nie sprechen wollte, wie oft ich das Thema auch anschnitt.

Wie dem auch sei. Was mich mehr interessierte als Empsons Werk (wir müssen ja alle unseren Lebensunterhalt verdienen), war die Tatsache, daß er das Buch im zarten Alter von vierundzwanzig veröffentlicht hat. Und, noch wichtiger, daß Simon dies mehrfach erwähnte. Ich halte das für bedeutsam. Andererseits genoß Empson (der später geadelt wurde) selbstverständlich, wie Simon mir sagte, die ständige Ermutigung seines Tutors in Cambridge. William hingegen machte Simons Bemühungen um das Unterrichten und sein frühes Interesse daran schlecht. Die Liebe seines Sohnes zur Lyrik war ihm geradezu verhaßt.



Elliot Perlman

Sieben Seiten der Wahrheit

Roman

Taschenbuch, Broschur, 880 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74019-2

btb

Erscheinungstermin: Dezember 2009

Seit zehn Jahren kommt Simon nicht über den Verlust seiner großen Liebe hinweg, obwohl sie sich seit der Trennung nie wiedergesehen haben. Und so verfällt er eines Nachmittags einer aberwitzigen Idee und begeht eine Tat, die nicht folgenlos bleiben wird: Er entführt den kleinen Sohn seiner ehemaligen Freundin. Die Entführung, vielleicht nur ein Akt der Verzweiflung, löst einen Skandal aus und zwingt alle Beteiligten, ihr Leben auf den Prüfstand zu stellen ...



Der Titel im Katalog